

Giekenner Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenner Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.
(Fortsetzung.)

7. Kapitel.

Das Auto hielt vor dem Hauptbahnhof, Reizner stieg aus und gab einem herbeieilenden Gepäckträger die Weisung: „Nehmen Sie meine Koffer!“

Alles Gepäck, das er mit sich führte, hatte in drei großen Rohrplattenkoffern Platz gefunden.

Er verabschiedete den Chauffeur und begab sich sodann an den Billettschalter. „Eine Fahrkarte erster Klasse nach Berlin,“ sagte er. Und wenige Minuten später saß er rauchend in dem Abteil, von keinem Mitreisenden belästigt, und blickte den Häusern Hamburgs nach, die langsam vor ihm zurückwichen.

Als der Zug Bergedorf passiert hatte, öffnete Reizner seine Handtasche und entnahm ihr ein Bündel Briefe, die er auf den Polsterstuhl neben sich legte, um sie noch ein letztes Mal durchzusehen. Es waren Angebote, die auf eine von ihm in Berliner Zeitungen eingerückte Anzeige haufenweise eingegangen waren. Nur wenige davon interessierten ihn wirklich, während eins doch seine volle Aufmerksamkeit erweckt hatte.

Es war ein Schreiben, das in seiner Naivität fast rührend wirkte. „Sie suchen,“ hieß es darin, „ein größeres Unternehmen, an dem Sie sich mit einer beträchtlichen Summe gewinnbringend beteiligen können. Ich möchte Ihre Interesse auf mein Holz-Import-Geschäft lenken, das, wenn es auch jetzt vor dem unmittelbaren Zusammenbruch steht, doch wieder in eine Goldgrube verwandelt werden kann, wenn ich einen ehrlichen und kapitalkräftigen Teilhaber finde, der sich meiner annimmt. Ich empfehle Ihnen, mein Angebot ernstlich zu prüfen. Sollten wir einig werden, dann würden Sie an mir einen dankbaren und sachkundigen Mitarbeiter haben. Im kaufmännischen bin ich freilich nicht so gut beschlagen, wie ich es sein müßte, und das ist mir auch zum Verhängnis geworden. Ein junger Mann, den ich zu meinem Kompagnon gemacht hatte, hat mich durch seine betrügerischen Machenschaften an den Ruin gebracht. Ich bin nun alt und nicht mehr fähig, mich aus Eigenem wieder emporzuarbeiten.“

Der Brief war in einer seltsam verschörkelten Handschrift geschrieben, enthielt noch sachliche Details und war mit dem Namen Erhard Gutzeit unterzeichnet.

Reizner warf die übrigen Angebote, die äußerlich viel glänzender aufgemacht waren, wieder in die Tasche zurück, sie verloren an Interesse für ihn immer mehr, während der Brief des Erhard Gutzeit seine Phantasie nach wie vor beschäftigte. Sein kaufmännischer Instinkt, der die Gelegenheit, die günstig war, witterte, war erwacht. Er war voller Ungeduld und Neugier.

Als der Zug an der nächsten Station hielt, übergab Reizner dem Schaffner eine Depesche zur Besorgung. Sie war an Erhard Gutzeit gerichtet und teilte diesem mit, er möge noch heute kurz nach sechs gewärtig sein, in Angelegenheit der Beteiligung an einem Geschäft Besuch zu erhalten.

In Berlin angekommen, fuhr Reizner sogleich in das Hotel Atlantic und bestellte zunächst für vierzehn Tage für sich zwei Zimmer. Er wusch sich, zog sich um, aß etwas und nahm ein Auto nach dem Westen. Es war etwas nach sechs, als er vor einem der großen modernen Miethäuser hielt, an dessen eichener Tür ein blank gepoltes Messingschild: Erhard Gutzeit, 1. Stod. angebracht war.

Auf sein Läuten öffnete ein Mädchen, das auf sein Kommen schon vorbereitet schien, denn es führte ihn sogleich in den verschwenderisch eingerichteten Salon und bat ihn, ein wenig zu warten: die gnädige Frau werde in wenigen Augenblicken erscheinen.

„Ich möchte Herrn Gutzeit selbst sprechen,“ sagte Reizner enttäuscht, „ist er nicht da?“

Doch im gleichen Moment trat eine junge Dame ein, bei deren Anblick Reizner vor Ueberraschung die Augen aufriß. Es schien ihm unmöglich, daß sie die Frau Gutzeits sein könne, der doch von sich geschrieben hatte, daß er ein alter Mann sei.

Sie war nicht schön, aber hübsch und raffiniert nach der neuesten Mode gekleidet. An ihrem Gang und an ihrem Lächeln war etwas, das sich anbot. Zugleich aber hatte sie die beherrschten Formen einer fast pruden Frau.

Er stand auf, verbeugte sich und nannte seinen Namen.

Sie streckte ihren rechten Arm aus, um Reizner zu beugen, seinen Platz zu behalten. Dabei glitt der halb lange weite Ärmel ihres rohfleidenen Kleides zurück und entblöhte einen winzigen Teil des schön und fest geschnittenen Oberarmes, dessen weiche Weiße sich von der dunklen Farbe des Kleides sichtlich abhob. Sie lächelte maskenhaft und sagte mit dunkler Stimme, in der etwas wie Verachtung für ihren Mann enthalten schien: „Mein Mann ist mit den Kindern spazieren gegangen. Er tut das jetzt alle Tage, da er so viel freie Zeit hat. Ihre Depesche kam in seiner Abwesenheit. Ich möchte Sie bitten, ernstweisen mit mir vorlieb zu nehmen.“

Noch mehr als ihre Worte bat ihn der Ton ihrer Stimme, zu bleiben, desgleichen ihr kalt aufreizendes Lächeln, das selbe, dem er schon einmal in seinem Leben erlegen war. Die Erinnerung daran erfüllte ihn mit Schrecken, aber zugleich mit kaltem Haß. Er fühlte, daß er ihm nie mehr erliegen würde. Und diese Gewißheit gab ihm heitere Sicherheit und innere Ruhe.

„Gern,“ antwortete er und freute sich, daß sein Spott so beherrscht war, daß sie ihn kaum verstehen konnte, „mir weiß ich nicht, gnädige Frau, ob Ihnen das, was mich zu Ihrem Gatten führt, bekannt ist.“

Sie senkte, ließ sich in einen Sessel nieder und schlug wie in Gedanken ein Bein über das andere, so daß er

ihre feinen Knöchel bewundern konnte, die ein Strumpf von taubengrauer Seide höchst vorteilhaft hervorhob. „Freilich,“ sagte sie, „wir rechnen sehr auf Sie.“ Sie sah hilflos und bekümmert drein, war aber doch kalt genug, diese ihre Hilflosigkeit auf das vorteilhafteste zur Schau zu stellen.

Er weidete sich an diesem Versuch, ihn zu fangen. Wieder dachte er an die Jahre, die hinter ihm lagen, und wunderte sich, wie er damals hatte so schwach sein können. „Ich müßte,“ sagte er, „ehe ich mich in irgendeiner Richtung entschliefte, natürlich erst einen genauen Einblick in die Verhältnisse Ihres Gatten bekommen.“

Es war, als überhöre sie, was er sagte, denn sie fragte unvermittelt: „Sind Sie verheiratet?“

Er war nicht im mindesten überrascht, sondern antwortete trocken: „Nein.“

„Sie sind noch jung,“ sagte sie und musterte ihn eine Weile ganz offen, mit einer Miene, die ihm zeigte, daß er ihr gefiel. Wieder seufzte sie. „Mein Mann ist alt,“ setzte sie dann nach einer Pause hinzu.

„Wie alt?“ fragte er.

„Er wird fünfundsünfzig. Und ich? Wie alt schätzen Sie mich?“

„Vierundzwanzig,“ antwortete er auf's Geratewohl.

„Sechszwanzig,“ verbesserte sie ihn, ihm tolett zunichtend und ihm mit einem Blick dankend.

Sie sprang plötzlich auf, ging unruhig im Salon hin und her und begann, sich in ein Fieber hineinredend, unvermittelt die Geschichte ihres materiellen Zusammenbruchs zu erzählen.

Er hörte ihr aufmerksam zu und wog gleichmütig ab, was an ihren Worten Wahrheit und was Lüge sein könne. Aber er fand schließlich, daß sich wohl alles in Wirklichkeit so verhalten und zugetragen haben konnte, wie sie es erzählte.

Sie war Schauspielerin gewesen, Sängerin am Theater des Westens, allerdings erst eine Anfängerin, doch hatte man schon begonnen, ihr größere Rollen zu geben. Da lernte sie Gutzzeit kennen, der sich in sie verliebte, und der Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um sie heiraten zu können. Er tat es auch, nachdem es ihm gelungen war, sich von seiner ersten Frau scheiden zu lassen. Damals brach das erste Unglück über das Geschäft herein, denn Gutzzeit mußte nach erfolgter Scheidung seiner ersten Frau die von ihr in die Ehe eingebrachte Mitgift von dreihunderttausend Mark zurückzahlen und zwar, was das Unglück war, in bar. Immerhin, Gutzzeit, der sich aus den Anfängen eines kleinen Möbelfabrikanten emporgearbeitet hatte und der für seine Person sparsam war, gelang es, der Lage Herr zu werden. Besonders nachdem er in der Person eines Herrn Goedecke, eines jungen Berliners, einen außerordentlich tatkräftigen und gewandten Geschäftsführer erhalten hatte, vergrößerte sich der Umsatz ständig. Aber nach einer kurzen scheinbaren Blüte trat Jäh und unerwartet die Katastrophe ein. Goedecke, der nach Rußland gereist war, um dort einen großen Einkauf in Holzern abzuschließen, kehrte von dieser Reise nicht mehr zurück, und es ergab sich, daß er dem Geschäft, dessen Führung ihm in dümmer Vertrauensseligkeit überlassen worden war, in jahrelangen Unterschleifen an viermalhunderttausend Mark entzogen hatte. Das war vor drei Monaten geschehen. Die Lage war zwar noch immer verworren, soweit aber sicher, daß, wenn nicht ein kapitalkräftiger Helfer einsprang, das Geschäft verloren war. Ein großes Sägewerk an der Ostsee, bedeutende Holzlager und das Haus, in dem sie wohnten — alles Objekte, die hoch belastet waren, so daß man die Zinsen, die sie fraßen, nicht mehr ausbringen konnte — würden um einen Spottpreis verschleudert werden. Und ihnen selbst bliebe nichts. Nichts.

Sie blieb vor ihm stehen und sah ihn angstvoll an. Nichts von Berechnung war mehr an ihr zu entdecken. Sie schien gebrochen. „Werden Sie uns helfen?“ fragte sie.

„Ich werde die Angelegenheit prüfen,“ entgegnete er vollkommen sachlich, obwohl ihn ihre Angst in den Zustand einer angenehmen Erregung versetzt hatte. „Zeigt es sich, daß das Geschäft zu halten ist und daß die Gelder, die hineingesteckt werden müßten, sich verzinsen, bin ich nicht abgeneigt, das Ganze zu übernehmen.“

„Und wir?“ fragte sie hastig. „Was würde dabei für uns ausfallen?“ Ihre Stimme zitterte, und vor ihren Augen lag es wie ein Schleier.

Er kostete einen Augenblick ihre Angst voll aus. Dann sagte er: „Das hängt von der tatsächlichen Lage ab, in der

sich das Geschäft Ihres Gatten befindet und über die ich mir klar werden muß. Nach dem, was Sie mir berichten, wird es freilich nicht viel sein. Immerhin soviel, daß Ihr Gatte in irgend einer Eigenschaft in dem Geschäft verbleiben könnte, vielleicht als sachlicher Leiter. . . . Ihr Gatte, gnädige Frau, scheint kein Kaufmann zu sein?“

Sie wurde rot, und ihre Augen begannen böß zu leuchten. „Er ist ein Dummkopf!“ rief sie aus.

Er lächelte. „Trösten Sie sich. Ein jeder Mensch macht Dummheiten. Ich habe auch welche gemacht.“

Sie wandte sich ihm voll zu und sah ihn demütig an, als bewundere sie seine Kühle. „Sie? Sie sind sicher sehr erfahren? Und auch reich?“

„Ich bin erfahren — ja, sehr. Und ich bin auch reich, glücklicherweise. Aber ich hoffe, noch reicher zu werden.“

Sie sagte wie im Traum nach seinem Arm. „Und Sie werden uns helfen?“ fragte sie mit verschleierter Stimme.

Er fühlte den Druck und ließ die Wärme der Hand auf sich einwirken. Aber er wurde nicht verwirrt dadurch, vielmehr immerlich völlig klar. Er erkannte mit einem Male einen Teil der geheimen Zusammenhänge des Lebens, die ihm bisher recht dunkel erschienen waren. Es war immer so, daß der, der die Macht hatte, nahm, während der, der schwach war, sich berauben lassen mußte. Nun, es war ihm jetzt eine Wollust, zu rauben.

„Wie?“ bat sie erstaunt. „Sie werden uns helfen?“

„Wem?“

„Uns! Nein, nicht uns: mir! . . . Werden Sie es?“

„Ich weiß es nicht. . .“

Sie umklammerte seinen Arm fester. „Ich werde Ihnen dankbar sein. Immer. Ich werde es Ihnen nie vergessen. . .“

Er löste ihre Hand von seinem Arm, betrachtete und streichelte sie wie in Gedanken. „Lieben Sie Ihren Mann?“ fragte er leise.

Da weinte sie plötzlich und überließ ihm gehorsam die eine Hand, während sie mit der anderen ihre Tränen trocknete. „Fragen Sie nicht,“ schluchzte sie, „er hat mich unglücklich gemacht. . .“

„In Ihrem Leben macht immer der eine den andern unglücklich,“ sagte er grausam. „Das ist so. Man muß sich hüten, der andere zu sein. Das ist alles.“

„Ja,“ sagte sie weich.

„Sehen Sie das ein?“

„Ja, ich sehe es ein. . .“

Er zog sie näher an sich heran und drückte einen schnellen, oberflächlichen Kuß auf ihr Haar, so, als gebe er ihr, um sie für eine Weile zu trösten, ein flüchtiges Geschenk.

„Ich will sehen, was ich für Sie tun kann,“ sagte er zögernd. „Aber ich tue es nur unter einer Bedingung.“

„Ja?“ Sie sah ihn unter Tränen dankbar an.

„Sie dürfen nie vergessen, daß es nur ein Geschenk ist, was ich Ihnen mache, und daß ich dieses Geschenk zurücknehmen kann, sobald es mich reut. . . . Wollen Sie das nicht vergessen?“

Sie wandte, gleichsam widerstrebend, den Kopf zur Seite. „Sie sind hart.“

„Ich bin hart, ja — und ich bin es mit Bewußtsein. . . . Lehnen Sie mein Geschenk ab?“

Einem Moment war es, als wolle sie sich in seine Arme werfen. Nur der abweisende Ausdruck in seinen Augen hielt sie davon ab. „Ich nehme alles an, was Sie mir schenken,“ sagte sie gehorsam. „Aber ich bitte Sie doch: seien Sie gut!“

Er erhob sich und küßte ihr die Hand.

Rasch sah er sich noch einmal in dem Raum um, als sei es ein Besitztum, das nun ihm gehöre.

Dann sagte er: „Ich gehe jetzt. Ich erwarte Ihren Gatten morgen früh in meinem Hotel. Ich will dann verhandeln, alles zu regeln.“

Er ging. (Fortsetzung folgt.)

Spätherbstgang in der Lüneburger Heide.

Von Ludwig Weil.

(Nachdruck verboten.)

Es ist noch früh, ein frosthauchter Herbstmorgen. Doserer Dampf füllt die hohe Halle des Hauptbahnhofs, streicht mit weißen, lebenden Zungen unter der Eisenkonstruktion ins Freie hinaus, wo er die kalten Morgennebel zum Quirlen bringt.

Ich bin der einzige Fahrgast in meinem Abteil. Der Rucksack liegt verstaubt im Reg.

Bogenlampen klängen bleich und zuckend unter den schwarzen Eisenbögen. Langgezogene Dampfsegen verhallen sie oft, auch werden sie machtlos gegen den Morgen, der bläsend die Langgänge zu füllen beginnt und in weißen Massen andrängt. Führen doch alle Schienen, die selber voll Licht sind, ins Licht hinaus.

Die Maschine rückt an, die Räder kreischen in der kurzen Kurve und kommen langsam, wie verschlafen, in hohenes Rollen. Die Bogen der Glibrüden schwingen sich an den Wagenfenstern vorbei. Der Zug fährt und raselt ungestört darüber und gerät erst am anderen Ufer wieder in den gewohnten Stofstakt.

Miessäbenern kommen, endlose Reihen, schwarz, tot, starr. Sie sind da noch ein Fenstler trüben Lichts. Sie haben etwas Greifles, Himschleppendes. Heute, riechige Klammeflächen wirken da geradezu wie Erlösung.

Brachland, nur hier und da verfallene oder vertwahrloste Laubenkolonien, Kartoffelgärtchen, Koblstrünke. Verworfene Viehweimer, unten am Bahndamm hingestreckt. Und der Gedanke: ein solcher Gürtel um die Wohnungen von Willomen, die alle hier an, lassen, arbeiten, norkleiden. Und dann der Gedanke: du jahrt aus all der Trostlosigkeit hin in die heilige Ruhe der Heide.

Der Bahndamm, die Schienenrücken glitzern vom Tau. Nebelschwaden, die von abgegrastem Wiesen über den Damm schwimmen, weiden schon von weitem vor der Maschine auseinander.

Dort die ersten Flecken Heidekraut, dazwischen langgestreckte umgeplagte Acker, deren Furchen am Horizont in einem Bunt zusammenzuklecken scheinen. Zwei, drei strohgedeckte Katen, ein Gasshof. Wie, der Zug hält auf offener Strecke? — Nein, doch nicht, das ist ja mein Ziel, mein Heidedorf!

Die Maschine rückt schon wieder an, da spring ich noch schnell vom Trittbrett. Der Stationsvorsteher kommt auf mich zu, spricht Worte wie „Verkehrgefährdung“ — „Haatlich“ — „unverantwortlich“ — „Leichtsinn“. Ich kann ihm seine Wichtigkeit nicht abnehmen und fühle mich vor Reue und Demut ganz plattgedrückt, was ihm ordentlich wohlzutun scheint. Er will es „noch einmal hingehn lassen“.

Fahr wohl, Natur, hier ist deine Freundin Einsamkeit!

Ich wandere die Dorfstraße hinauf in starkem Morgenwind, der mir als heter elastischer Druck im Gesicht liegt. Hinter dem letzten Haus beginnt die enbloße Heide Landschaft. Drei Birken stehen um einen brachen Heidehümpel, dessen tiefstehendes Wasser, vom Winde unbedeckt und glatt, Wolken wie Birken spiegelt. Sie sind wie überschaute Mädchen, verwunschen, hier angeordnet und nackt, mit zerzaumtem Haar frierend zu stehen und sich ewig im Spiegel zu ihren Füßen zu betrachten.

Aber dies alles, die Birken, die ausgefahrenen Wagengeleise vor mir — das ist die Heide nicht. Sie ist nicht tot, alles Liebliche, Nichtliche ist ihr fremd. Ich weiß einen gewaltigen Talsessel, darin nichts ist als Heidekraut und Wacholder. Es ist eine ungeheure Schale, wie eine hohle Hand dem Himmel hingehalten. Niemals vernimmt man dort einen anderen Laut als den harrenden, todruhenden Schnee der Krähen und ein eigenümlich leeres Brausen, das in Stöhnen und Gurgeln, in Orgeln und Donnern übergeht, wenn Sturm die Höhen überpeist und die Luft aus der hohen Fläche saugt. Es ist der Totengrund, und jedem, der ihn zum erstenmal erblickt, erschüttert das Lachen im Gesicht.

So ist die Heide! Sie ist verheißungsvoll und menschenfeindlich, erschütternd, wenn sie sich den wälden Kräften der Natur hingibt. Sie macht tieftraurig, und doch glaubt man nie mehr weinen zu können, wenn man sie so sah. Die Unerbittlichkeit des Unbekanntes, die Grausamkeit vieler waldlicher Mädchen tragen ihres Wesens Kleid.

Ich bin auf eine Anhöhe gelangt und blicke in die braune Landschaft hinunter, die dunkel unter einem süßig blühenden, der Heide typischen Horizontlicht sich breitet. Sie hat hier viel Ähnlichkeit mit einem Schwimmbad, in ihrer klaren Abgeschiedenheit und dem feinen glasblauen Dunst, der die Berge näher gerückt und deutlicher erscheinen läßt. Eine Herde Schafe, dicht aneinandergedrängt, in ihrer Gesamtheit einem Haufen gelblichweißer Sommerwöllchen gleichend, kommt an den Fuß des Hügels; die Gestalt des Schäfers, dem ein schwarzer Mantel um die Beine flattert, ragt vrierhaft voran. Zwei fliehende Hunde umkreisen unmaßig die verschüchterten Tiere, rennen zu dem alten Mann, wedeln, winseln, er tätschelt sie, dann springen sie wieder bellend davon. Ich sehe dem Spiel eine Weile zu, während ich immerzu den tosenden Wind im Gesicht habe, der die nahen Birken der weißen Heidebege dort unten fangend in die Gräben hinunterbiegt. Ihre zartästigen Kronen sind von dem ewigen Westwind alle schief nach Osten gewachsen.

Der Schäfer mit seiner Herde zieht um den Hügel herum, das Schreien der Tiere und Hundegeklaff verhallt hinter mir. Dort links dreht eine Windmühle melancholisch ihre schwarzen Flügel, rechts ist der braune Boden bis an den Horizont mit dunkelgrünen Flecken besät von oft grotesken Formen: Wacholderbüsche, die wie ein zerstreutes, unheimliches Heer von Zwergen und Krüppeln stehen. Geradeaus, am Birkenweg, ein Viehstand, daneben ein verlassener, verfallener Schafstall. Dort wieder ein blühender großer Silberfleck in Braun: ein Moortümpel. Und von alledem ein Hauch, die kühle braunende Luft um Stirn und Wangen.

Ich mag vor Abend noch die Station erreichen und breite auf. So schön und fest sind die besten Barhoewe nicht als mein weißer Heide-

Früh. Schon beginnt die Landschaft zu dunkeln, die Birken erschauern. Hier dagegen — mich erschreckt eine kleine Wacholdergestalt, sah aus dem Boden aufgetaucht, mit fliehenden Maulwurfsbänden aus der schwarzen Körpermasse. Die Gestalten mehren sich, Rebel beginnt den Mist zu füllen, er belagert mich um und um, als gebe es hier keinen Ausweg mehr: das Grausen der Heide beginnt. Vor mir geht es klapp — klapp, klapp — klapp. Wie ich näher komme, sind es zwei Bauernfrauen, in Holzschuhen. Ich hole sie ein und frage nach dem nächsten Dorfe. „Doar, Doar, Doar“, ist die lange Antwort. Ich gehe nun langsam vor ihnen her, um etwas von ihrer Rede zu erlauschen; doch dies Bauerngeschlecht ist wortfarg, und alles was es uns zu sagen hat, ist oft nur ein zusammengedrissener Mund, zerarbeitete Hände und ein von Wind und Wetter zerschlagenes Gesicht.

Wie ich aufblide vom Weg, bietet sich ein grausiges Bild: eine Wildgans, blutigen Halses, hängt, mit dem Schnabel an einem Dornenast gebunden, tot am Wege. Jemandem habe mag's getan haben — wen kümmert das hier? Niemand bindet sie ab, die wunderwollen, samtgrauen Flügel verweisen. Die Weiber gehen hinter meinem Rücken vorbei, ihr „klapp — klapp“ verklingt im Nebel. Keine hat sich umgesehen.

Dieser letzte Streifen Wald wirkt hier wie erschoben. Die junge Tannenzüchtung ward wohl zu dicht gesetzt, denn ihr Kette sind alle von einer grünen, blättrigen Flecke überzogen, die einen muffigen, modrigen Geruch ausströmt. Alle Kette sind ineinander verfilzt — ein schauriges Heer von Pflanzengerippen, durch die kein Licht geht.

Der erste Stern! Ein Licht doch, ein Licht in diesem toten Grauen! Der Boden unter mir schwankt und schwabbt, gurgelnde, fallende und schwapende Laue begleiten mich rechts und links. Gestalten wachsen riesengroß und schwarz aus der Erde, seit ich den Wald hinter mir ließ. Da ich nur den Weg vor mir sehe, die eigentliche Moordecke unter einem weißlich-schwarzen Boden jedoch unsichtbar bleibt, ist es, als glitten die Wacholderbüsche in der Luft geheimnisvoll an mir vorbei. Dort stehen einige in einer Gruppe zusammen, sie beschließen wohl etwas über den einsamen Wanderer. Während es hier unten im Tale unheimlich windstill bleibt, heult der Sturm auf unsichtbaren Höhen.

Krähen harrten, es tönt wie Angst. Ich friere und eile querfeldein, einem trübbrotten, viereckigen Lidte zu, das auf dem Nebel zu schwimmen scheint.

Ein Hund schlägt an, eine Kette raselt in sein Gebelker. Es ist eine alte Bauernwirtschaft. Der Wirt, ein alter, weißhaariger Mann mit tiefgerissenen Falten wie verdorrter Dor, erhebt sich neben dem riesigen Kachelofen, bringt mir einen Grog und fragt knapp nach dem Woher, Wohin. Die Sage schmirrt im Dunkel, ich weiß nicht, wo sie sitzt. Der Bauer schürt das Feuer, altes Gerate an der Wand, dem Ofen gegenüber, flammten golden auf, Nägel und Beschlag einer urgroßväterlichen Turbe blitzen, er spricht vom Winter, vom Kriege. Sein Sohn sei auch draußen.

Wie sich der alte Bauer zur offenen Ofentür blickt, lodern sein Gesicht, die weißen Haare, die ekigen, ausgearbeiteten Hände mit dem Holzlicht darin im Widerschein rot auf, die Stirnadern treten golden hervor.

Von dem übrigen Körper sieht man nichts . . .

Ein U-Boot im Garten.

Skizze von Th. N. W. Schröder (Oberfeld).

Ich war bei meinen Wildblumen, einem Gefüge von Beeten, die dicht gedrängt Lavinen, roten Lein, schöne blaue Phajellen und viel Sommerblumen, ein kleines Meer von Sommerblumen, herbergen. Da sind Nelken, Schöngesicht, Moorbblumen, Godeiten und Mohr. Traumhaft viel Mohr. Ich weiß, diese Gartenecke ist eine meiner Kriegsjuden. Es könnten ja vernünftigerweise Kartoffeln und dergleichen Nahrungspflanzen hier stehen, obgleich der Gemüsegarten seine Schuldigkeit tut. Aber diese Wildblumen sind meine lieben Pflanzlinge. Ich hab es nicht übers Herz bringen können, auch sie auszuwotten, nachdem ich den „Luftgarten“, wo Thymian, Lavendel, Minzen, Basilikum und Taberosen ihren Parfümerieladen aufgeschlagen hatten, in ein Rübenfeld verwandelt hatte.

Wie ich nun so stand, den springenden Regenbogen zuschaute, die im Geriesel des wottierenden Wassersenders aufblitzten und zerstoßen, und gerade ein wenig mit mir baderte, daß ich nicht am Schreitüch sah und das drohend angewachsene Arbeitsmaterial zu verwundern traktete, hörte ich plötzlich lautes Hurrausen! Verwundert wandte ich mich dem Hüfen zu, das sah und machtvoll den Frieden des Abends zerriß. Ich konnte nicht lange im Zweifel sein. Die Barmacher dort waren meine eigener Zungen, unterstützt von einigen Schalkameraden, die für den Sonntag zu uns geladen waren.

Was mochten die Kerle vorhaben, nachdem sie sich stundenlang so mühsam still verhalten hatten? Die Neugierde trieb mich näher. Ein wenig besorgt war ich auch, denn oft ging es bei den Vergnügungen dieser Herrschaften nicht ohne einigen Schaden für mich ab. Natürlich wollte ich sie nicht stören, wenn es sich um eine ihrer netten Darmlosigkeiten handelte. Sie sind etwas empfindlich in solchen Dingen, weil sie nicht recht wissen, ob

